

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Meg kann es nicht fassen – sie soll die neue persönliche Assistentin, von Rockstar Johnny Jefferson werden! Und zwar sofort. Und bevor Meg auch nur begreifen kann, was da gerade mit ihr passiert, sitzt sie auch schon im Flugzeug nach Los Angeles und taucht ein in eine Welt voller Glamour und Promisternchen.

Meg versucht ihren Job so professionell wie möglich zu machen, aber Johnny macht ihr die Sache nicht wirklich leicht. Er ist einfach viel zu sexy und seine Augen viel zu unverschämt schön! Zum Glück ist da noch Johnnys Freund Christian, der Meg mit seiner ruhigen Art dabei hilft, einen kühlen Kopf zu bewahren. Fragt sich nur, wie lange noch?

Als Tochter eines australischen Rennfahrers wuchs **Paige Toon** in Australien, England und Amerika auf. Nach ihrem Studium arbeitete sie zuerst bei verschiedenen Zeitschriften und anschließend sieben Jahre lang als Redakteurin beim Magazin »Heat«. Paige Toon schreibt inzwischen hauptberuflich und lebt mit ihrer Familie – sie ist verheiratet und hat zwei Kinder – in Cambridgeshire.

Weitere Titel der Autorin: ›Lucy in the Sky‹, ›Du bist mein Stern‹, ›Einmal rund ums Glück‹, ›Immer wieder du‹, ›Diesmal für immer‹, ›Ohne dich fehlt mir was‹, ›Sommer für immer‹, ›Endlich dein‹, ›Wer, wenn nicht du‹.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de



Du bist
Paige Toon
mein
Stern Roman

Aus dem Englischen von
Birgit Schmitz

FISCHER Taschenbuch



2. Auflage: August 2018

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2011

Die Erstausgabe ist erschienen im Krüger Verlag
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

Johnny Be Good

Im Verlag Pocket Books, einem Imprint von Simon and Schuster UK Ltd
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-17936-7

Prolog

»Sin-gen! Sin-gen! Sin-gen!«

Nein, ich kann nicht.

»*Sin-gen! Sin-gen! Sin-gen!*«

Nein! Hört auf damit! Und stellt verdammt nochmal diese beknackte Musik ab!

»SIN-GEN! SIN-GEN! SIN-GEN!«

Shit! Meine Handflächen sind so glitschig, dass ich fast das Mikro fallen lasse. Ich bin nicht in Form. Und ich kann überhaupt nicht singen. Ich kann NICHT singen. Aber sie werden nicht aufhören. Sie werden so lange weitermachen, bis ich klein beigebe, da bin ich sicher. Und ich darf mein Publikum nicht enttäuschen. Okay, ich singe! Und jetzt der Refrain ...

I'm locked inside us

And I can't find the key

It was under the plant pot

That you nicked from me

Das Lied ist übrigens nicht von mir. Und wenn ich sage, ich kann nicht singen, dann meine ich das auch. Wenn man so blau ist wie ich gerade, kann einem auch keiner verübeln, wenn man denkt: Wäre doch bloß die Superstar-Jury hier! Die würde bestimmt sagen: »Mädel, du hast das gewisse Etwas!« Aber ich mache mir keine Illusionen. Ich weiß, dass ich, wie sie es ausdrücken würde, »allenfalls Durchschnitt« bin.

Und was das Publikum betrifft ... Nun, ich singe nicht vor

90 000 Leuten im Wembley-Stadion, aber das habt ihr euch wahrscheinlich schon gedacht. Ich stehe im Wohnzimmer meiner WG in London Bridge. Und die Musik liefert freundlicherweise meine PlayStation SingStar.

Die Frau, die mir gerade das Mikro aus der Hand gerissen hat, ist übrigens Bess. Sie ist meine Mitbewohnerin und beste Freundin. Und sie kann auch nicht singen. O Mann, das tut ja richtig weh in den Ohren! Das neben ihr ist Sara, eine Freundin von der Arbeit. Und dann sind da noch Jo, Jen und Alison, Freundinnen von der Uni.

Und ich? Nun, ich bin Meg Stiles. Und das hier ist meine Abschiedsparty. Und der Song, über den wir uns gerade so beölen? Den hat einer der größten Rockstars des Planeten geschrieben. Und ich zieh morgen bei ihm ein.

Echt! Ist nicht mal ein Scherz.

Na ja, bisschen irreführend vielleicht. Ich bin ihm nämlich noch nie begegnet.

Nein, ich bin keine Stalkerin. Ich bin seine neue P.A. Seine Persönliche Assistentin. Und ich fahre ins La-La-Land. Nach Los Angeles. Die Stadt der Engel – wie auch immer ihr sie nennen wollt. Und ich kann es selbst noch nicht fassen!

Kapitel I

Autsch! Mir brummt der Schädel. Welcher Idiot feiert schon am Abend vor seinem ersten Tag im neuen Job eine Abschiedsparty?

Normalerweise bin ich nicht so chaotisch. Wahrscheinlich bin ich sogar der bestorganisierte Mensch, der euch je unterkommen wird. Dass ich am Vorabend meiner Abreise nach L.A. eine Party schmeiße, ist absolut untypisch für mich. Aber mir blieb kaum etwas anderes übrig. Ich hab den Job nämlich gerade erst bekommen.

Vor sieben Tagen war ich noch Persönliche Assistentin in einem Architektenbüro. Meine Chefin, Marie Sevenou (Anfang fünfzig, Französin, sehr hoch angesehen in der Branche), bestellte mich am Montagmorgen in ihr Büro und bat mich, die Tür zu schließen und Platz zu nehmen. Weil das in den neun Monaten, die ich für sie arbeitete, noch nie vorgekommen war, fragte ich mich als Erstes, ob ich irgendwas falsch gemacht haben könnte. Da ich allerdings ziemlich davon überzeugt war, dass nicht, wurde ich vor allem neugierig.

»Meg«, begann sie, und in ihren starken französischen Akzent mischte sich Verzweiflung. »Was ich Ihnen jetzt sage, schmerzt mich wirklich sehr.«

Verdammt, war sie etwa sterbenskrank?

»Ich möchte Sie nicht verlieren.«

Verdammt, war *ich* sterbenskrank? Sorry, blöder Scherz.

»Ich habe den ganzen gestrigen Tag mit mir und meinem Gewissen gerungen«, jammerte sie weiter. »Soll ich es ihr sa-

gen? Soll ich es ihr lieber verheimlichen? Schließlich ist sie die beste P.A., die ich je hatte. Ich wäre untröstlich, wenn ich sie gehen lassen müsste.«

Ich kann meine Chefin echt gut leiden, wirklich, aber normalerweise ist sie nicht halb so melodramatisch.

»Marie«, erwiderte ich also, »was wollen Sie mir denn eigentlich sagen?«

Sie sah mich mit ausdrucksloser Miene an. »Aber ich sagte mir, Marie, denk daran, wo du vor dreißig Jahren gestanden hast. Für so eine Chance hättest du einfach alles getan. Wie könnte ich es ihr also verschweigen?«

Worüber redete sie, zum Teufel?

»Ich war am Samstagabend bei einem sehr guten Freund zum Essen eingeladen. Erinnern Sie sich an Wendel Redgrove? Äußerst einflussreicher Anwalt. Ich habe vor Jahren sein Haus in Hampstead entworfen. Na ja, jedenfalls hat er mir erzählt, seinem wichtigsten Mandanten wäre vor kurzem die Assistentin weggelaufen und er fände partout keinen Ersatz. Ich habe natürlich Mitgefühl gezeigt. Ich habe von Ihnen erzählt und gesagt, dass ich sterben würde, wenn ich Sie jemals verlieren sollte. Im Ernst, Meg, ich weiß nicht, wie ich ohne Sie überhaupt jemals klargekommen bin ...«

Doch sie fasste sich wieder und senkte ihre kühlen blauen Augen tief in meine dunkelbraunen, als sie die Worte aussprach, die mein Leben für immer verändern sollten:

»Meg, Johnny Jefferson braucht eine neue Persönliche Assistentin.«

Johnny Jefferson. Heißer Rockstar. Stechend grüne Augen, dunkelblonde Haare und ein Body, für den Brad Pitt schon vor fünfzehn Jahren hätte zum Mörder werden können.

Das war die Chance meines Lebens: nach Los Angeles zu ziehen, für ihn zu arbeiten und auf seinem Anwesen zu wohnen. Seine Vertraute zu werden, seine Nummer eins, der Mensch,

auf den er sich verlässt wie auf niemanden sonst auf der Welt. Und meine Chefin hatte mich in einem Moment geistiger Umwandlung für diesen Job vorgeschlagen.

Noch am selben Nachmittag lernte ich Wendel Redgrove und Johnny Jeffersons Manager Bill Blakeley kennen, einen Londoner Prototyp Ende vierzig, der Johnny betreut, seit er sich vor sieben Jahren von seiner Band Fence getrennt hat. Dabei zog Wendel einen Vertrag und eine Vertraulichkeitsvereinbarung aus der Tasche, und Bill bat mich, gleich nächste Woche anzufangen.

Marie brach tatsächlich in Tränen aus, als ich ihr berichtete, dass schon alles unter Dach und Fach war. Sie hatten mir den Job angeboten, und ich hatte zugegriffen. Marie war von Wendel bereits überredet worden, auf meine einmonatige Kündigungsfrist zu verzichten, und so blieben mir gerade mal noch sechs Tage in London, was erschreckend war, um es harmlos auszudrücken. Als ich meine Bedenken vortrug, erwiderte Bill Blakeley ohne Umschweife: »Tut mir leid, Kleines, aber wenn du erst Zeit brauchst, um dein Leben zu sortieren, dann bist du nicht die Richtige für den Job. Pack nur das ein, was du brauchst. Wir kommen in den ersten drei Monaten hier für deine Miete auf. Wenn alles gutgeht, kannst du dir danach ein bisschen freinehmen, um zurückzukommen und das zu erledigen, was auch immer du hier noch erledigen willst. Aber du *musst* sofort anfangen, denn ehrlich gesagt hab ich die Schnauze gestrichen voll davon, Johnny seine Unterhosen kaufen zu müssen, seit das letzte Mädchen von der Bildfläche verschwunden ist.«

Und hier sitze ich nun also mit einem Mega-Kater im Flieger nach L. A. Ich schaue aus dem Fenster auf die Stadt runter. Smog hängt wie eine dicke schwarze Wolke darüber, als wir uns dem Flughafen nähern. Die unverkennbare weiße Silhouette des Theme Building sieht aus wie eine fliegende Unter-

tasse oder eine weiße, vierbeinige Spinne. Marie hat mir aufgetragen, Ausschau danach zu halten, und als ich es entdecke, fühle ich mich noch mehr wie im Rausch.

Nach der Zollabfertigung gehe ich auf den Ausgang zu, wo mich der Fahrer erwartet, wie man mir mitgeteilt hat. Als ich meinen Blick über die Menge schweifen lasse, entdecke ich tatsächlich jemanden, der ein Schild mit meinem Namen hochhält.

»Ms Stiles! Hallo! Wie geht es Ihnen?«, sagt der Fahrer, als ich mich zu erkennen gebe. Er schüttelt energisch meine Hand, und auf seinem Gesicht breitet sich ein perlweißes Lächeln aus. »Willkommen in Amerika! Ich bin Davey! Freut mich, Sie kennenzulernen! Lassen Sie mich die Tasche für Sie tragen, Ma'am! Kommen Sie! Hier entlang!«

Ich bin zwar nicht sicher, ob ich in meinem Zustand so viele Ausrufezeichen vertrage, aber sein Enthusiasmus ist einfach bewundernswert. Grinsend folge ich ihm durch das Terminal nach draußen. Sofort schlägt mir die feucht-schwüle Luft entgegen, und mir wird ein bisschen schwummerig. Als wir am Wagen ankommen – einer langen schwarzen Limousine –, bin ich regelrecht erleichtert. Ich steige hinten ein und lasse mich auf die kühlen, cremefarbenen Ledersitze fallen. Kaum haben wir den Parkplatz verlassen, geht die Klimaanlage an, und meine Übelkeit und meine Mattigkeit lassen nach. Ich öffne das Fenster.

Davey erzählt mir, dass es sein größter Traum wäre, einmal im Leben der Queen zu begegnen. Als ich die jetzt weniger feuchte Luft von draußen in meine Lungen sauge, geht es mir allmählich besser. Es riecht nach Barbecues. Die höchsten Palmen, die ich je gesehen habe, säumen die extrem breiten Straßen, und als ich den Kopf zum Fenster rausstrecke und an ihnen hochschaue, staune ich noch mehr. Ich kann nicht fassen, dass sie nicht in der Mitte durchbrechen,

denn sie sind dünner als Zahnstocher. Es ist Mitte Juli, aber manche Leute haben immer noch die Weihnachtsdeko an ihren müde wirkenden Häuserfassaden hängen. Sie sieht inzwischen traurig aus und glitzert in der Nachmittagssonne. Kein Wunder, dass diese Stadt auch Tinseltown – Stadt des oberflächlichen Glanzes – genannt wird. Ich halte nach dem berühmten Hollywood-Schriftzug Ausschau, kann ihn aber nicht finden.

Noch nicht.

O Gott, wie kann es sein, dass mir das hier passiert?

Keine meiner Freundinnen kann es glauben, weil ich mir noch nie viel aus Johnny Jefferson gemacht hab. Klar, ich finde, er sieht super aus – wer findet das nicht? –, aber ich steh eigentlich nicht auf ihn. Und was Rockmusik angeht, na ja; ich finde Avril schon ziemlich Hardcore. Take That dagegen kann ich jeden Tag hören.

Jede, die ich kenne, würde, um an meiner Stelle zu sein, ihren kleinen Zeh hergeben, oder gar ihren ganzen Fuß. Ach und wo wir schon mal dabei sind: und eine Hand noch dazu.

Ich dagegen würde mich schon damit schwertun, mehr als den Nagel meines großen Onkels herzugeben. Geschweige denn, dass ich auf einen ganzen Zeh verzichten würde.

Was nicht heißen soll, dass ich den Job nicht total spannend finde. Und die Tatsache, dass alle meine Freundinnen verrückt nach Johnny sind, macht ihn sogar noch aufregender.

Davey fährt durch das Tor nach Bel Air, Zufluchtsort der Reichen und Berühmten.

»Da drüben hat Elvis gewohnt«, zeigt er mir, während wir an sogar noch eindrucksvolleren Anwesen vorbei bergauf fahren. Ich verrenke mir den Hals, um einen Blick auf die gepflegten Gärten hinter den hohen Mauern und Hecken zu erhaschen.

Die Schmerzen in meinem Kopf sind offenbar durch

Schmetterlinge im Bauch abgelöst worden. Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und sage mir, dass das eine ganz normale Nebenwirkung von zu viel Alkohol ist.

Wir fahren weiter bergauf, dann hält Davey plötzlich vor einem imposanten Holztor. Kameras an stählernen Pfosten beiderseits des Wagens sind bedrohlich auf uns gerichtet. Ich fühle mich beobachtet und möchte mein Fenster am liebsten sofort wieder hochfahren. Davey meldet über eine Gegensprechanlage unsere Ankunft, und wenige Augenblicke später öffnet sich das Tor. Meine Hände sind feucht.

Die Auffahrt ist nicht lang, fühlt sich aber endlos an. Zunächst verbergen Bäume das Haus, doch als wir um eine Kurve biegen, taucht es vor uns auf.

Es wirkt modern: Rechteckig, Außenwände aus weißem Beton, zwei Stockwerke, klare Linien.

Davey hält an und steigt aus, um mir die Tür aufzuhalten. Dann stehe ich da und versuche, meine Nervosität zu unterdrücken, während er mein Gepäck aus dem Kofferraum holt. Die riesige, schwere Haustür schwingt auf, und schon steht eine rundliche kleine, spanisch aussehende Frau mit einem freundlichen Lächeln neben mir.

»Na, wen haben wir denn da?« Sie strahlt mich an, und ich finde sie auf Anhieb sympathisch. »Ich bin Rosa«, sagt sie, »und Sie müssen Meg sein.«

»Guten Tag ...«

»Kommen Sie doch rein!«

Davey wünscht mir Glück und verabschiedet sich, und ich folge Rosa in eine große, helle Diele. Als wir sie durchquert haben und durch eine weitere Tür treten, bleibe ich wie angewurzelt stehen. Eine vom Boden bis zur Decke reichende Glaswand gibt einen atemberaubenden Blick auf die Stadt frei, über der flimmernd die Nachmittagsshitze liegt. Ein Swimmingpool schimmert kühl und blau im Garten.

»Sensationell, nicht wahr?« Rosa muss lächeln, als sie meinen Gesichtsausdruck sieht.

»Ja, phantastisch«, stimme ich zu.

Ich frage mich, wo wohl der Rockstar ist?

»Johnny ist spontan weggefahren, um zu komponieren«, erklärt Rosa mir.

Oh.

»Er kommt erst morgen zurück«, fährt sie fort. »Sie haben also ein bisschen Zeit, Ihre Sachen auszupacken und sich einzuleben. Oder noch besser: Draußen am Pool ...« Sie zwinkert mir verschwörerisch zu.

Ich greife nach meinem Koffer und überspiele tapfer meine Enttäuschung, während Rosa mich in den weitläufigen offenen Wohnbereich führt, der eine beeindruckende Deckenhöhe hat. Nur an der Stereoanlage und dem riesigen Flachbildfernseher erkenne ich, dass es sich um das Wohnzimmer handelt, denn die moderne, ultracoole Möblierung beschränkt sich auf das absolute Minimum.

Ich bin beeindruckt und muss zugeben, dass dieser Job mir inzwischen alles andere als gleichgültig ist. Was mir nicht gerade dabei hilft, einen kühlen Kopf zu bewahren.

»Dahinter ist die Küche.« Rosa zeigt auf eine geschwungene Milchglaswand. »Dort verbringe ich den größten Teil meiner Zeit. Ich bin nämlich die Köchin«, erklärt sie, bevor ich nachfragen kann. »Ich versuche, diesen Jungen ein bisschen aufzupäppeln. Wenn ich Barkeeperin wäre, hätte ich allerdings mehr Freude. Einem Drink ist er nämlich nie abgeneigt.« Sie kichert gutmütig, als wir am Fuß der Treppe aus poliertem Beton ankommen.

»Schaffen Sie das?«, fragt sie mit einem Blick auf meinen Koffer.

»Ja, kein Problem!«

»Wir bräuchten wirklich einen Butler, aber Johnny mag es

nicht, wenn so viele Leute für ihn arbeiten«, sagt sie und geht voraus. »Er ist zwar weiß Gott nicht knauserig, aber er möchte, dass wir wie eine kleine Familie sind.« Oben angekommen wendet sie sich nach rechts. »Ihr Zimmer ist hier drüben. Johnny hat das große am anderen Ende des Flurs, und hinter diesen Türen da sind die Gästezimmer und Johnnys Studio.« Sie zeigt im Vorbeigehen darauf. »Die Büros sind unten, zwischen der Küche und dem Kino.«

Moment mal, hat sie gerade Kino gesagt?

»Ich führe Sie später noch durchs ganze Haus«, ergänzt sie, inzwischen etwas außer Atem.

»Wohnen Sie auch hier?«, frage ich.

»O nein, nein, Herzchen, ich habe eine Familie, um die ich mich kümmern muss. Außer dem Sicherheitspersonal sind Sie die Einzige, die hier übernachtet. Und Johnny natürlich. Okay!«, sagt sie und klatscht in die Hände, als wir an der Tür zu meinem Zimmer ankommen. »Hier wohnen Sie!« Sie dreht am Türknauf, stößt die schwere Metalltür auf und tritt zurück, um mich vorbeizulassen.

Mein Zimmer ist so hell und weiß, dass ich versucht bin, meine Sonnenbrille aufzusetzen. Durch die Fenster schaut man direkt auf die Laubbäume hinter dem Haus, und in der Mitte des Raums steht ein gigantisch breites Bett mit einer strahlend weißen Tagesdecke. Eine weiß lackierte, vom Boden bis zur Decke reichende Schrankwand erstreckt sich über die gesamte Längsseite, und in der Wand gegenüber befinden sich zwei Türen.

»Hier haben Sie Ihre eigene kleine Küche, wo Sie sich was kochen können, falls Ihnen mein Essen nicht gut genug ist.« Ihrem jovialen Ton entnehme ich, dass das eher unwahrscheinlich ist. »Und hier ist Ihr Bad.«

Und was für eins! Es ist riesig und jede Oberfläche aus strahlend weißem Marmor. An der hinteren Wand befindet sich ein großer Whirlpool, auf der rechten Seite eine geräu-

mige offene Dusche und gegenüber, zu meiner Linken, sind zwei Waschbecken angebracht. Auf beheizbaren Haltern aus Chrom hängen flauschige weiße Handtücher.

»Hübsch, nicht wahr?«, sagt Rosa und gluckst leise, während sie zur Tür zurückgeht. »Ich lasse Sie jetzt allein, damit Sie sich in Ruhe einrichten können. Kommen Sie einfach runter in die Küche, wenn Sie so weit sind, dann mache ich Ihnen was zu essen.«

Sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hat, springe ich wie wahnsinnig geworden auf und ab, mein Gesicht zu einem stummen Kreischen verzerrt.

Dieses Haus ist der Wahnsinn! Ich hab in *MTV Cribs* ja schon so einige Rockstar-Anwesen gesehen, aber das hier toppt echt alles.

Ich streife meine Schuhe ab, werfe mich auf das riesige Bett und schaue grinsend an die Decke.

Wenn Bess mich bloß so sehen könnte ... Dieses Haus hat mit unserer schäbigen Londoner WG so überhaupt nichts mehr gemein. In England geht es mittlerweile auf Mitternacht zu. Sie wird sich also längst hingelegt haben, um endgültig ihren Rausch auszuschlafen, bevor es morgen wieder an die Arbeit geht. Ich beschließe, ihr eine SMS zu schicken, die sie dann morgens beim Aufwachen findet. Ich klettere vom Bett, lächle, als ich den dicken weißen Zottel-Teppich zwischen meinen Zehen spüre, und fische mein Handy aus der Tasche.

Ach, ich glaube, ich schicke ihr lieber ein Foto. Ich aktiviere die Kamera, mache eine Aufnahme von dem großen Zimmer mit dem (inzwischen leicht zerwühlten) Bett in der Mitte und gebe eine Nachricht ein:

Guck mal, mein Zimmer! Hab ihn noch nicht gesehen, aber das Haus ist der Knaller! Wünschte, Du wärst hier. X

Sie fällt tot um, wenn sie erst den Blick aus meinem Zimmer sieht. Den schicke ich ihr morgen.

Ich beschließe, meine Sachen erst später auszupacken, und gehe stattdessen runter zu Rosa. Sie steht am Herd und brät Hühnchen, Paprika und Zwiebeln in einer Pfanne an.

»Hallo! Ich mache gerade eine Quesadilla. Sie müssen doch am Verhungern sein.«

»Kann ich irgendwas tun?«, frage ich.

»Nein, nein, nein!« Sie scheucht mich weg und tischt mir wenige Minuten später das fertige Essen auf. Käse tropft von den Rändern der dreieckig geschnittenen Tortillas. Sie hat recht: Ich bin fast verhungert.

»Ich würde Ihnen ja eine Margarita anbieten, aber wenn ich diese dünnen Ärmchen so sehe, glaube ich, Sie müssen erst mal aufgepöppelt werden.« Sie lacht und zieht sich einen Stuhl heran.

Verglichen mit ihnen sind meine Arme wirklich dünn. Jeder Körperteil von mir ist dünn im Vergleich zu Rosa. Sie sieht aus wie eine runde mexikanische Mama weit weg von zu Hause.

»Wo wohnen Sie denn?«, frage ich und finde heraus, dass ihr Zuhause eine Autostunde von hier entfernt ist. Dort hat sie drei Söhne im Teenageralter, eine zehnjährige Tochter und einen Ehemann, der offenbar wie bescheuert arbeitet, sie aber – nach dem Lächeln zu urteilen, mit dem sie von ihm spricht – auch wie verrückt liebt. Sie muss jeden Tag weit fahren, aber sie kocht leidenschaftlich gern für Johnny. Sie bedauert nur, dass sie häufig nicht da ist, um dafür zu sorgen, dass er die Mahlzeiten auch isst, die sie ihm hinstellt. Und es bricht ihr das Herz, wenn sie am nächsten Morgen zurückkommt und das Essen im Kühlschrank wiederfindet.

»Sie müssen dafür sorgen, dass der Junge was isst«, drängt sie mich. »Johnny isst einfach nicht genug.«

Es ist seltsam, sie von »Johnny« sprechen zu hören. Für mich ist er immer noch »Johnny Jefferson«, aber auch für mich wird er bald einfach nur Johnny sein.